

84

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Derselbe Casimiro hatte nun einen gleichalterigen Freund von verächtlichem Charakter — er war nämlich Polizist. Dieser hatte es ein wenig gerochen, daß Panso in die neue Mafia-Cosca gekommen war und mutmaßte nicht mit Unrecht, jener müsse etwas von dem großen Viehdiebstahl wissen, der sich kurz zuvor ereignet hatte. Er zapfte den Schuhmacher, der den Onkel zum Schwäzen brachte — und am nächsten Tage hatte der Polizist das gestohlene Vieh gefunden.

Die geprellten „Brüder“ aber legten den Finger an die Nase und waren nicht faul, den Faden zu finden. Bruno hielt mit Pansos Behnmännergruppe eine Nachsitzung ab und fällte das Todesurteil über Panso und den Schuhmacher.

Da erhob sich ein Bäder, der ein alter Freund Pansos war, und sagte:

„Ich meine, wir sollten nicht auf einen so unsicheren Argwohn hin das Blut eines Bruders vergießen. Ich schlage eine Aenderung vor: wir beauftragen Panso mit der Ermordung seines Neffen. Weigert er sich, so können wir sie alle beide töten. Gehorcht er, so halte ich seine Ehrlichkeit für bewiesen.“

Dieser weiße Rat wurde einstimmig angenommen.

Panso war kein Held. Als er sein Schicksal erfuhr und es ihm aufging, daß es nicht nur Vorteile biete, ein Mafioso zu sein, brach er in Tränen aus und weinte bitter und lange. Er fühlte wohl, daß sein Selbsterhaltungstrieb siegen würde. Er mußte wie Abraham das Liebste opfern, das er besaß. Und er beweinte den teuren Verwandten wie einen Verstorbenen.

Bei einer Nachsitzung in U fratuzzus Keller besprach Panso alles mit seiner Gruppe. Er erreichte gewisse Vergünstigungen, teils weil er eine so gute, gemütlche und dienstbereite Seele war, teils weil man ihn für ein bißchen albern hielt und fürchtete, er könnte durch eine Tölpelerei seine Kameraden in Gefahr bringen. Man erließ es ihm also, persönlich sein Geschwisterkind zu entleiben. Als Panso dies Zugeständnis erlangt hatte, erhob er sich mit der heroischen Miene, die die Polizisten auf den Marionettentheatern auszeichnet, stieß entschlossen sein Glas an das der Kameraden und sprach das traditionelle Todesurteil: „Der Wein ist süß, aber noch süßer ist das Blut der Christen!“

Am folgenden Abend lenkte der verliebte Schuhmacher unbekümmert seine Schritte nach U fratuzzus Haus, wo der Onkel ihm Aufnahme in die unvergleichliche Cosca verheißen, die ihren Mitgliedern baldige Ehe nebst allen anderen zeitlichen Gütern sicherte. Panso stand richtig auf dem Balkon und machte ihm Zeichen, er solle hineingehen: es sei alles bereit.

Raum war er in der Türe, als drei Männer ihm eine Schlinge um den Hals warfen und ihn unter groben Knüffen erdrückten. Seine Seele war schon im Himmel, als Panso herabkam. Sie füllten seine irdischen Reste in einen Sack und schleppten diesen weit hinaus in die Campagna, wo sie die Leiche mit Petroleum übergossen und bis zur Unkenntlichkeit verbrannten. So zubereitet, fand der Schuhmacher Ruhe unter einem schattigen Karobbaum.

Panso folgte den Kameraden zur Stadt und war sehr aufgeräumt. Als er aber allein war, schlich er wieder in die Campagna hinaus und krabbelte in eine Pflanzung von Feigenkaktusen, wo er sich auf den Bauch warf und unter salzigen Tränen den heiligen Calogero um Beistand flehte.

Am frühen Morgen war er bei der Liebsten des Schuhmachers; er lief zur Polizei und zu allen Bekannten, um über seinen Schwesterjohn zu jammern, der spurlos verschwunden war, so daß man das Ärgste fürchten mußte.

Hierauf verschwand Panso. Drei Tage und Nächte irrte er ruhelos draußen auf der Campagna umher.

Als er zurückkam, schloß Carmela ihre Salons und steckte ihn in ihr breites Bett, wo er rund vierundzwanzig Stunden schlief.

Als er erwachte, aß er ein Brot und drei Zwiebeln. Dann war er wieder der alte gemütlche Panso.

12.

Es war Abendgottesdienst in der kleinen Kapelle bei den „Schwestern des teuren Blutes“.

Der Raum war sehr notdürftig von vier flackernden Wachskerzen erhellt, die ihren schwachen Schein über den Hochaltar mit seinen unzähligen Duftzügen aus Papierblumen warfen. Auf der Langseite unterschied man undeutlich die verschiedenen Stadien des Passionsweges. Rechts vom Altar befand sich ein Tischchen mit einer habannafarbenen Tischdecke, auf der eine Flasche Zuckerwasser stand. Unten saß die Priorin mit allen ihren Nonnen — mit Ausnahme der Küchenschwester — und den meisten Pensionärinnen. Unter ihnen war auch Crocifissa in einem glatten schwarzen Kleide, mit einem schwarzen Kragen um die verwachsenen Schultern. Sie war eben in das Kloster gebracht worden und fand sich geduldig darein wie in alles andere. Eine Menge armer, aber gottesfürchtiger Frauen — die das Kloster unterstützte — folgten. Ganz rückwärts saßen Lidda und Diambra Hand in Hand.

Endlich trat Don Gerlando von der Sakristei ein, strahlend und blühend, ein richtiges Gegenstück zu all den Bildern erbaulicher Zerknirschung, die erwartungsvoll die Gänge nach ihm rehten. Er setzte sich schwer in den wachsbefleckten Lehnstuhl und blickte väterlich-zuriedenen auf seine Lämmer herab. Darauf hob er die runden Arme auf den Ellbogen, so daß man die schmierigen Rodärmel glänzen sah, faltete die Hände und begann seine Predigt:

„Meine teuren Schwestern in Christo! Heute will ich zu Euch von der Demut sprechen. Ich will Euch erzählen, wie wir sündigen und doch des Glaubens sein können, fast heilig zu sein.“

Es lebte in Alexandria — beachtet wohl, teure Schwestern: in Alexandria, einer Stadt jenseits des Meeres, versteht Ihr, weit drüben im Orient, in der Nähe von Afrika... es wohnte also in dieser schönen Stadt ein heiliger Mönch, Pansunzio mit Namen. Er war gut: er hatte allem entsagt, was er besaß, und sah nun da, um die Sünder zu bekehren.

Wohlan! In jenen Gegenden wohnte auch ein Bischof Teotimos, der allen Ernstes glaubte, er habe die Vollkommenheit erreicht, die ihn ins Paradies führen würde. Nun fürchtete Gott, Teotimos würde in die Sünde des Hochmuts verfallen und sandte ihm eine Erscheinung.

„Blicke auf! und werde nicht hochmütig, du Gottesdiener, Teotimos!“ sagte der Engel.

„Warum?“ erwiderte der Bischof. „Kann ein Mensch besser sein als ich? Alles, was ich zuviel habe, schenke ich den Armen. Ich habe niemandem ein Leids getan. Ich habe meinem Nächsten geholfen, wann ich konnte. Was mehr sollte ich wohl tun?“

„Nun denn!“ sprach der Engel, „stehe auf! Gott befiehlt Dir durch meinen Mund, Dich zu Pansunzio zu begeben drüben in Alexandria.“

„So gehe ich denn! Pansunzio ist mein Jugendfreund.“

Wie gesagt, so getan. Er kleidete sich in Pilgertracht, tat seine Sandalen an, und binnen kurzem habt Ihr den Bischof auf der Reise.

Denket Euch, teure Schwestern, er sollte bis zu dem fernen Alexandria wandern, jenseits des Meeres und der Wüsten!

Kurz und gut: er wurde in Pansunzios Hütte geführt! Hüttel sage ich, Schwestern, nicht Haus, nicht Palast!

„Wen suchet Ihr?“ fragt man.

„Den heiligen Pansunzio!“

Und siehe! Da tritt ein Mönch auf ihn zu, in elender Kleidung, mit verfilztem Bart und schmutzverflehtem Haar.

„Heiliger Pansunzio! Der Engel hat mich zu Dir gesandt. Ich bin Teotimos.“

„Ich bin nicht heilig, Bruder; ich bin ein schändlicher Sünder, schuldig der niederträchtigsten Greuel.“

„Du, Pansunzio? Wer in aller Welt wäre dann ohne Fehl?“

„Höre, mein Bruder. Höre! Dann wollen wir vereint Gott um Vergebung für unsere Uebertretungen bitten. Siehe: in Alexandria allein fallen 25 000 sündige Männer auf je 100 000 Seelen!“

Er sagte: Männer, meine teuren Schwestern! Nicht Weiber! Nicht Kinder!

— Aber laßt uns nun zwei Weiber auf jeden Mann rechnen — das gibt zusammen . . . das gibt 75 000 Seelen. Dann kommen all die Kinder! Mindestens eines per Mann! Wer entgeht da der Verdammnis?

Der arme Leotimos sah ein, daß dieses Raisonnement stimmte, und war zernüchert ob seines Hochmutes.

„Bruder Pasnunzio, ich habe gesündigt! Bitte den Herrn in meinem Namen um Vergebung!“

Und sie beteten lange zusammen.

Ach ja, meine teuren Schwestern! Ihr werdet nie imstande sei zu fassen, wie heilig der heilige Pasnunzio war, der inmitten der Verderbnis jener Stadt so großartige Wunder übte! Wer anders als Pasnunzio war es, der Kais bekehrte? Dieses gottlose Weib, von dem ich mit Euch nicht sprechen kann, meine Schwestern! Sie bediente sich ihrer Schönheit — sie war rot und fett — um die Männer zu Fall zu bringen — und es gelang ihr, o Schwestern!

Da dachte Pasnunzio: sollte ich dies Weib nicht bewegen können, eine Dienerin Gottes zu werden? — Eines Nachts hatte Laits in den Orgien jener schändlichen Stadt geschwelgt, und als sie heimkehrte, ging sie an der Kirche vorbei, wo der heilige Bischof durch sein Wort die Steinherzen der Widerspenstigen bekehrte. Sie wollte hineingehen; als sie aber auf der Schwelle stand, siehe, da erhielt sie von einer unsichtbaren, aber kräftigen Faust einen Schlag vor die Brust. „Nein, nicht Du, Sünderin! Nicht Du!“ scholl eine Stimme. Entsetzt wich sie zurück! Was konnte sie wohl anderes tun, meine geliebten Schwestern in Christo? Dann aber suchte sie Pasnunzio auf, beichtete ihm ihre Sünden, und er drückte sie an sein Herz — in Jesu Namen. Und von jenem Tage an trat Laits ein in das Leben des ewigen Heils.

Sobiel vermag die heilige Demut, meine Schwestern, und ich fordere Euch auf, dieser nachzustreben!“

Don Gerlando schloß mit einem Ave Maria; hierauf erhob er sich von seinem Lehnstuhl und zog sich in die Sakristei zurück, wohin ein guter Teil der Gläubigen ihm folgte.

Die Priorin schenkte ihm selbst ein großes Glas grünen Certosino ein, ein Getränk, das er, wie sie wußte, zu schätzen verstand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

18] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Schweinepriester lebte in guten Verhältnissen. Er hatte sich mit der Tochter von Wittmaad u. Sohn in Hamburg, genau gesprochen mit der Tochter des früheren Fleischergejellen, jetzigen reichen Sped- und Wurstfabrikanten Peter Sönnichsen, alleinigen Trägers des kaufmännischen Namens Wittmaad u. Sohn, verheiratet. Das war ein tüchtiger Schwiegervater. Die meisten Kunden sprachen ihn Wittmaad an, was er sich gern gefallen ließ, andere erkundigten sich nach dem Befinden seines Sohnes. Da er nun gar keinen Sohn hatte, Frau Frahm überhaupt sein einziges Kind war, so schob er alles auf seinen Schwiegerjohn, auf dessen Schweineverstand und Pastorentitel er stolz war. „Sie sprechen von meinem Schwiegerjohn, dem Pastor Frahm,“ erwiderte er auf solche Fragen, „der ist wohlauf.“ — Dem alten Jürn Heinemann entfuhr mal das Wort: „Ach, das hab ich gar nicht gewußt, Schweinepriester ist Ihr Schwiegerjohn? Da hat Ihre Tochter einen tüchtigen Geschäftsmann.“

Das war dem alten Wurstmann denn doch zu viel. — „Vorstenbieh und Schweinepied war zwar sein und seines Sohnes Lebensgewed,“ aber den Spottnamen des Sidams ihm so ins Gesicht! — Er fletschte seine kleinen Schweinszähne und antwortete: „Nein, Sie verfluchter Schweinekerl — ach, entschuldigen Sie! — wie heißen Sie doch noch, Herr Schweinemann — entschuldigen Sie — lieber Heinemann, wollte ich sagen — einen Schweinepriester hab ich nicht zum Schwiegerjohn.“

Der Schweinepriester Wilhelm Frahm hatte, seitdem er aus der Geistlichkeit entlassen war, sich so günstig entwickelt, wie man nach seinen Anlagen nur hoffen konnte. Er war nicht nur ein guter Geschäftsmann, er konnte jetzt auch nach den Begriffen seines neuen Standes für solid gelten. Er handelte mit Vorteil für sich und seinen Schwiegervater, den er als Kommissionär in der Marksch vertrat, und war ehrlich. Als er unter die Händler ging, stand in seinem Vaterlande mancher Prophet auf, voraus sagend, das werde nicht gehen, er sei zu wild. Aber es ging ganz vortrefflich. In der ersten Zeit zeigte er wohl noch ab und zu seine Kunststücke, hob hier und da ein Schwein am Schwanz; ließ auch im Wirtshaus wohl mal gefüllte Axtelbiere bei freiem Arm auf dreier Hand balancieren. Wenn die Schweinepriede lärmend und linaend auf den fünf Chaussees, die die Stadt ausstrahlte,

mit den leeren Wagen in ihre Dörfer zurückkehrten, dann wußte man: Schweinepriester hatte sie in Behandlung gehabt. — Aber das „war einmal“. — Mit der Heirat hat das ein Ende genommen. Als Frahm bei Wittmaad u. Sohn das Jawort erhalten hat, da ist die steifleinene Würde einer alten Firma für seine Seele zur Korsettstange geworden und hat ihr Haltung gegeben. Der eheliche Beistand seiner Frau tat das übrige.

Wilhelm Frahm strebte also quer über Gählers Platz seiner Wohnung zu — ein glattrasierter Mann mit wohlgenährtem Gesicht und weichen, bedeutungsvollen, in Faltungen und Pressungen bewanderten Priesterlippen. Das Echo aller Wiedermaansgesinnungen seiner Brust lag darüber her. Mit welcher Verachtung sah er jetzt auf alles herab, was ihm auf der Schule, wo er eine Zeitlang Banknachbar von Georg Engelbrecht gewesen, widerfahren war. Georg Engelbrecht! — Ja, wo war Georg? — Sicher am Grund der Nordsee. Er glaubte, ihn einmal gesehen zu haben oder vielmehr: er hatte es geglaubt. Je länger es her war, desto mehr zweifelte er.

Frahm wohnte in Panjes Allee, von Gählers Platz ging man durch die Johannisstraße, dann war man da. Wie er in die Johannisstraße einbog — ganz plötzlich — er hatte keinen Menschen kommen sehen, ganz plötzlich sagte einer zu ihm: „Godn Dag, Willem, wa geit?“

Schweinepriester sah auf, der dunkle Landstreicher mit dem abgesetzten Maurergesellenhut stand vor ihm und hielt ihm die Hand hin und wiederholte: „Godn Dag, Willem, wa geit?“

Wilhelm Frahm ergriff die Hand nicht, sondern steckte, ohne sich dessen bewußt zu werden, seine Rechte in die Tasche.

Der andere schwieg eine Minute und fing dann an: „Wilhelm, kennst du mich nicht, oder willst du mich nicht kennen? Ich bin . . .“

Des Schweinepriesters Hand legte sich rasch auf des Sprechers Mund.

„Sprich leise! — Ich sehe, wer du bist. Und damit genug. Wir wollen Namen und Person nicht sagen, das braucht niemand zu wissen, nicht einmal die Kinder, die überall umhergehen.“

Er zeigte auf einen kleinen Jungen, der mit zwei Fingern im Mund im Türrahmen eines Hauses stand und genau hinsah.

„Uebrigens godn Dag!“ fuhr er gedämpft fort. „Da bist du also, hier hast meine Hand. Niemand soll sagen, daß ich einem alien Bekannten den Händedruck versagt habe.“

Er schüttelte des Fremden Rechte. Der sah groß und schwarz aus. Man entnahm seinem Auge und dem lang auf die Brust herabhängenden Haar, daß seine Moral und sein Bart gleich wirr geworden seien.

„Armer Kerl, wir glaubten, du sieiest auf See geblieben. — Ist „Verta“ nicht untergegangen?“

„Das stimmt, mich aber hat das Meer ausgeworfen,“ erwiderte Georg Engelbrecht. — „Es war — —“

Er wollte erzählen.

„Das will ich nachher von dir hören, auch was du getrieben. — Hier bist du für tot erklärt worden.“

„Das weiß ich.“

„Und Stedbriefe sind hinter dir her.“

„Das weiß ich auch.“

„Deine Frau hat nun einen anderen.“

„Ich weiß es, ich weiß alles.“

„Du kommst vielleicht gerade deshalb.“

„So ist es, Wilhelm.“

„Was hast du vor? Was gedenkst du zu tun?“

„Ich wollte meine Frau und wollte Pastor Bruhn bitten, mir was zu geben.“

„Geld?“

„Ja.“

„Und wenn sie nicht wollen? Was willst du dann machen?“

Der Fremde lächelte. Er hatte tadelloste Zähne, er lächelte das Lächeln, das in Strafanstalten und in Kaffeeclappen gelernt wird.

„Dann will ich wieder lebendig werden,“ antwortete er.

„Und wenn sie geben?“

„Dann will ich das sein, was das Gericht sagt, daß ich bin — will mir einen schönen Namen ausdenken und nach Amerika gehen.“ Das sagte er und lauerte mit tief liegenden, böse lächelnden Augen.

Schweinepriester sah süßhauer drein und kniff die Lider ein.

„Und wie groß müßte die Summe sein, wenn du einwilligst zu sterben?“

„Ja — das wollt' ich dich fragen. Wieviel meinst du?“

Schweinepriesters Lippen falteten sich streng.

„Weißt du auch, wie man das, was du willst, nennt?“

Er machte, ohne es zu wissen, eine alte Kangelgeste, erhob strafend die rechte Hand und den Zeigefinger daran und schüttelte Hand und Zeigefinger hin und her.

„Junge, Jungel!“ rief er drohend.

„Was, Wilhelm?“

„Erpressung nennt man's.“

Dann senkte er die Hand, drückte die Asche seiner Pfeife fest, ließ den Deckel einschnappen und sagte ruhiger:

„Es ist kein guter Streich.“

„Ein Streich, den viele tun. Alle täten ihn in meiner Lage.“

— Du, Wilhelm, auch.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Lianen.

Wenn das Wort Liane gehört wird, dann werden im Geiste wieder jene Bilder lebendig, die in der Jugendzeit kindliche Phantasie auszumalen wußte, wenn es mit lässigen Weltumfliegern und Abenteurern in die fernen Tropenzonen ging, dann tauchen sie in der Erinnerung wieder auf, diese in Ehrfurcht erschaute Didsichte der Tropenwälder, wo Tausende von Lianen, polyphenartig alles umspinnend, dem Wanderer den Weg verperrend und die mannigfaltigsten, schrecklichen Gefahren verbergen und wo nur mit Weil und Säge mühsam der Weg gebahnt werden konnte. Die Wirklichkeit entspricht zwar nicht immer ganz dieser läppigen Vorstellung, aber stets haben die Tropenwälder in ihrem Lianensamud tiefen Eindruck auf Reisende und Forscher gemacht, und die Verdichte einwandfreier Forscher sind nicht viel weniger lebendig als die Erzählungen der Jugendliteratur.

So spricht Kerner von „herrlichen Bildern in kräftigen Linien und bunter Farbenpracht“. Ueber den riesigen Stämmen des Urwaldes, welche gleich Pfeilern eines weiten Hallenbaues emporragen, wölbt sich ein Laubdach, das nur hier und da von dünnen Sonnenstrahlen durchdrungen wird. Im Waldgrunde spärliches Grün aus schattenliebenden, die Leichen gefallener Bäume überkleidenden Farnen und weiterhin wüßtes braunes Wurzelwerk, welches das Fortkommen im düsteren stillen Grunde fast unmöglich macht. Im Gegensatz zu der unheimlichen Waldestiefe, welche buntes Bild in den Lichtungen und am Saume des Urwaldes! Ein Gewirr aus allen erdenklichen Pflanzen höchst sich empor zur dichtesten Gede, baut sich auf, höher und höher bis zu den Kronen der Baumriesen, so daß der Einblick in die Säulenhallen des Waldinnern gänzlich benommen ist. Da ist die echte und rechte Heimat der Lianen. Alles schlingt, windet und klettert durcheinander, und das Auge bemüht sich vergeblich, zu ermitteln, welche Stämme, welches Laubwerk, welche Blüten und welche Früchte zusammen gehören. Hier flechten und wirken die Lianen grüne Wände und Tapeten, dort hängen sie als schwappende Girlanden oder zu breiten Vorhängen verstrickt von dem Gezweige der Bäume herab, und wieder an anderer Stelle spannen sich läppige Gewinde von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, hauen fliegende Brücken, ja förmliche Laubgänge mit Spitzbogen und Rundbogen. Einzelne stehende Baumstämme werden durch die Hülle aus verflochtenen Lianen zu grünen Säulen oder noch häufiger zum Mittelpunkte grüner Pyramiden, über deren Spitze die Krone schirmförmig ausgebreitet ist. Sind die Lianen zugleich mit den von ihnen als Stütze benutzten Bäumen alt geworden, und haben sich ihre alten Stammteile des Laubschmudes entledigt, so erscheinen sie wie Taae zwischen Erde und Baumkrone ausgespannt, und es entwickeln sich jene seltsamen Formen, welche mit dem Namen Buschtaue belegt worden sind. Bald straff angezogen, bald schlaff und schwappend, erheben sie sich aus dem Gestrüppe des Waldbodens und verlieren und verwirren sich hoch oben in dem Geäste des Baumes. Manche dieser Buschtaue sind wie die Seile eines Rahbels verschlungen, andere einem Korkzieher gleich gewunden und wieder andere bandförmig verbreitert, grubig ausgehöhlt oder zu zierlichen Treppen, den berühmten „Affenstiegen“ ausgestattet. Die grünen Girlanden, Lauben und Gewinde der Lianen sind geschmückt mit den buntesten Blüten. Hier leuchtet ein Strauß wie eine kleine Feuergarbe empor, dort schwanke eine lange blaue Traube im Sonnenschein, und hier wieder ist eine dunkle Wand mit Hunderten heller sternförmiger Passiflorenblüten besetzt. Und wo Blüten prangen und Früchte reifen, fehlt es auch nicht an ihren Gästen, an dem bunten Volke der Falter und an den fröhlichen Sängern des Waldes, deren liebster Zummelpfad der Lianendurchflossene Waldbrand ist.

Das ist das Bild jener Landschaften zwischen den beiden Wendekreisen, wo die Lianen ihren Hauptsitz haben, wo sie gar oft die Physiognomie der immer grünen Regenwälder bestimmen. Kerner veranschlagt die Zahl der hier heimischen Lianen auf 2000. Die Zahl mag eher zu niedrig als zu hoch angenommen sein. Wir verstehen es jetzt, warum mit dem Worte „Liane“ in unserer Vorstellung stets der Begriff Tropenwald verknüpft ist. Dabei übersehen wir ganz, daß auch in unserer einheimischen Flora eine ganze Reihe von prächtigen Lianen auffindbar ist, die aufzusuchen und zu beobachten dem Naturfreund nicht genug empfohlen werden kann. Der Pflanzengeograph kennt nur wenige Distrikte, die ganz lianenfremd sind, die Wüsten- und Steppengebiete, die alpinen Hochregionen und die arktischen Florengebiete. Aus der gemäßigten Zone sind etwa 200 Arten bekannt.

Den größten Reichtum an diesen Gewächsen weisen Brasilien und die Antillen auf. Von dieser Inselgruppe stammt auch das in fast alle Weltsprachen übernommene Wort „Liane“.

Was sind nun Lianen? Botanisch geantwortet: „Im Erdboden wurzelnde, beim Emporklimmen sich auf andere Pflanzen stützende Kräuter oder Holzpflanzen“. Diese Definition zeigt, daß der Begriff Lianen eine weit größere Pflanzengruppe umfaßt, als man gemeinhin anzunehmen gewillt ist. In der einheimischen Flora sind die Lianen mit nur zwei Ausnahmen Kräuter. Wir kennen als holzige Lianen nur den Efeu und die Waldrebe. In den Tropen treten die Holzpflanzen in den Vordergrund, wenigstens bilden sie die auffälligere Erscheinung. S. Schenk, der Monograph der Lianengewächse hat diese Pflanzen auf vier Gruppen verteilt: Spreizklümmer, Wurzelkletterer, Windepflanzen und Rankenpflanzen. Diese

unstreitig sehr zweckmäßige Einteilung ist erfolgt nach der Art des Emporklimmens.

Sehen wir nun einmal nach den Merkmalen dieser Gruppen.

Die Spreizklümmer haften mit ihren winklig spreizenden Blattstielen und Seitenprossen an dem Gezweige der Stützpflanzen, wobei sie häufig noch von widerhakenden Dornen und Stacheln unterstützt werden. Typische Vertreter dieser Gruppe sind der Bocksdorn, die Kletterrosen, Brombeere und manche Labkräuter.

Die Wurzelkletterer besitzen außer echten, Ernährungs zwecken dienenden Erdwurzelst, am Stamm oder Stengel erscheinende Haftwurzeln, mittels denen die Liane an der Stützpflanze angeheftet wird. Der Efeu gibt uns ein Beispiel aus dieser nicht sehr umfangreichen Gruppe.

Die Windepflanzen, auch Schlingpflanzen genannt, bilden die artenreichste Gruppe. Sie sind gekennzeichnet dadurch, daß der Sproß die aufrechte Stützpflanze oder sonstige Stütze schraubenartig umwindet. Die Windung erfolgt bei den meisten Arten stets nach der gleichen Richtung, entweder nach rechts oder nach links. Selten windet eine Pflanze nach beiden Richtungen. Manche dieser Windepflanzen verhindern durch eine raue Oberfläche des Sproßes oder durch ankerartige Kletterhaare ein Zurückgleiten des Sproßes. Fast alle Pflanzenfamilien stellen für diese Gruppe Vertreter. Als eins der schönsten Beispiele sei hier nur der Hopfen genannt.

Die Rankenpflanzen sind die formenreichste Gruppe, sie sind gekennzeichnet durch die Ausbildung eines besonderen, dem „besseren Fortkommen“ dienenden Organs, der Ranke. Diese durch Berührung reizbaren Kletterorgane sind ihrer morphologischen Natur nach entweder Blatt- oder Achsenorgane, die entsprechend ihrer Funktion eine bald mehr, bald minder weitgehende Umbildung erleiden müßten. Bei dieser Gruppe sind, charakterisiert durch die Art der Haftorgane, einige Unterabteilungen zu unterscheiden. Die Blattklümmer zeigen die am wenigsten auffällige Umbildung. Hier ist die Blattspitze oder das Blatt das reizempfindliche Befestigungsorgan. Die Kapuzinerkresse mag als Beispiel angeführt werden, die den Blattstiel zum Emporkommen benutzt. Auf feuchten Wiesen wächst eine Ehrenpreisart, die mittels der Blattspitzen an den Gräsern emporklettert.

Bei den Blattankern, die Erbse zählt hierher, finden wir Blätter oder Blatteile in fadenförmige Ranken umgewandelt. Den Zweigklümmlern sind nur in der Jugend reizbare, später verholzende Seitentriebe eigen. Diese Abteilung hat wie die beiden folgenden lediglich in den Tropen Vertreter. Die Rankenklümmer erreichen die Höhe vermittelst kurzer faden- oder korbähnlicher Triebe. Die Uhrfederantler haben Kletterisprosse ausgebildet, die in einer Ebene spiralförmig wie eine Uhrfeder aufgerollt sind. Dieser federnde Sproß legt sich leicht um eine Stütze; die Berührung mit dieser veranlaßt ein Zunehmen des Dickenwachstums, wodurch dann die Pflanze an der Stütze festgehalten wird. Bei den Fadenankern sind fadenförmige Ranken ausgebildet, die oft an ihren Spitzen mit Saugwarzen ausgestattet sind. Weinstock und wilder Wein bilden für diese Abteilung die markantesten Beispiele.

Nach dem hier gegebenen Charakteristikum der verschiedenen Lianenformen wird es nicht schwer fallen, bei Streifzügen durch Wald und Feld, die mehr dem Beobachten dienen, denn bloßes Genießen sind, eine Anzahl von Lianen ausfindig zu machen und dabei wird sich dem Beschauer eine neue Welt auftun, wenn er sich die Mühe nimmt, die verschiedenen Kletterorgane in ihren Bewegungserscheinungen zu verfolgen. Diese Bewegungen erfolgen bald schneller, bald langsamer. Bei warmem Wetter macht das schwebende, kreisende Ende eines Hopfenisprosses einen Umlauf durchschnittlich in zwei Stunden und acht Minuten, die Feuerbohne innerhalb einer Stunde und 57 Minuten, der Windling innerhalb einer Stunde und 42 Minuten. Andere brauchen mehrere Tage zu einer Umkreisung. Bei warmem Wetter sind die Bewegungen lebhafter als bei kalter. Bei den Ranken eines Weinstockes sehen wir eine Schwingung bereits in 67 Minuten vollendet; haben die Ranken irgend einen harten Gegenstand berührt, so umschlingen ihre meist ohnehin schon gebogenen Enden augenblicklich ringförmig den Gegenstand. Diese Umschlingung erfordert nur einen Zeitraum von 20 Sekunden. Bei manchen Pflanzen genügt zu solcher Bewegung bereits eine Zeit von 5 Sekunden.

Diesen Bewegungserscheinungen haben Pflanzenphysiologen in neuester Zeit aufmerksame Studien gewidmet. Und diese Beobachtungen und Untersuchungen haben uns eigentümliche Sinnesorgane im Pflanzenkörper erkennen lassen: Tastorgane oder Fühlstäpfel. Das Vorhandensein dieser Gebilde und deren Funktionen muß unbedingt zu der Voraussetzung führen, daß die Pflanzen empfinden. So bildet die Entdeckung dieser besonderen Tastorgane ein neues Glied in der Beweiskette, daß die Pflanze nicht wesentlich anders geartet ist als das Tier. Gerade die den Pflanzen zugeprochene Gefühlslosigkeit bildete in der älteren Naturanschauung einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen Tier und Pflanze.

Als die „wahre Heimat der europäischen Lianen“ bezeichnet Francis die Donauauen oberhalb Wiens, von denen dieser Forscher ein ansehnliches Gemälde entwirft. Hier kann man die Lianen im ursprünglichsten Buchern studieren, und wer einmal einen derartigen Inselwald im Hochsommer gesehen hat, der hier in der stetigen Feuchtigkeit die Vegetation nicht verengt, sondern mit dünftiger Wärme nur überschwellen und ausarten läßt, der wird zugehören.

daß kein tropisches Dicht mannigfaltiger, hemmender, staclitlicher und unangenehmer für den Eindringenden und schöner für den sich mit dem Ansehen Begünstigten sein kann, als dieser inulare Auwald. Der Strom und alle seine Arme und Sümpfe schaffen durch reichliche Niederschläge eine jahraus-jahreim feuchte Luft, die sich schon in den täglichen Morgen- und Abendnebeln kundgibt, und das begünstigt eine solche Mannigfaltigkeit und Leppigkeit der Vegetation, wie sie sonst in Europa unerhört ist. Da umspinnen sich die weit über manneshohen Stengel des Schilfrohrs mit den wunderbar schön geformten Girlanden der Windlinge, zwischen denen die schneeweißen Blumenblüten hervorleuchten; am Rande des Waldes versperzt den Eingang zuerst ein elastisches und unglaublich dorniges Gitterwerk von Brombeeren, das Zweige und niederstehende Baumäste so geschickt zu benutzen weiß, daß es einige Meter emporzuklimmen kann. Da und dort mischt sich eine Hederoide dazwischen, die im Frühling eine Anmenge von edelgeformten Knospen aus der Dichtung zum Vorschein emporstreckt. Meistens — namentlich im Späthommer — hat aber der wilde Hopfen das Uebergewicht erlangt und überzieht manchmal auf weite Strecken hin alle Sträucher, rankt sich an den Wänden hoch in das Geäst hinauf, hängt in klüßlichen Bogen zwischen den Stämmen und spannt seine grünen Zelte so dicht, daß die Pflanzen, an denen er zum Licht gelangt, verkümmern. Neben ihm aber machen sich noch viele klimmende, rankende und kletternde Pflanzen im Auwald breit. Der Hedernblätter, das Geißblatt, Efeu und vor allem Waldreben sind in übergroßer Menge bereit, auf Kosten ihrer Wirtgeschöpfe emporzukriechen. An ganz verschwiegenen und lauschigen Orten sieht man hier und da ein wahrhaft tropisches Bild: der verwilderte Wein rankt sich von Stamm zu Stamm; armdicke, abenteuerlich verflochtene, Schlangen gleich sich ringelnde Lianen klettert er kreuz und quer über Erdboden und Geäst. Er präsentiert sich als so mächtiges und weitläufig greifendes Gewächs, daß man immer mehr glauben möchte, es sei dieselbe Pflanze, die im Weingarten so fittig und wohlgeartet auftritt.

Alle die hier aus den Donauauen genannten Pflanzen sind auch in den deutschen Fluren vorhanden und auch in der deutschen Vegetation sind Vilder möglich, die im Kleinen einen Abglanz geben von der Fülle und Leppigkeit der Lianenwelt im Donaugebiet. Solche Vilder mögen bei uns selten sein, allein sie sind vorhanden und ihr Auffinden bereitet um der Seltenheit halber doppelten Genuß. Eine verwilderte Heide beispielsweise kann schon ein Duzend oder mehr der verschiedenartigsten Lianen aufweisen. Da schießen Hopfen und Zaurübe um die Bette empor, die eine will der andern den Rang streitig machen. Etwas weniger eilig hat es der Windling mit dem in die Höhe kommen. Ein Geißblatt stellt bei beginnender Dämmerung seine tagsüber schief aufwärts gerichteten Röhrenblumen wagrecht ein, um den anliegenden Nachtfaltern den Besuch zu erleichtern. In rosenroten Schlangenzinien überspinnt hier die Meeseide ein Stück der Heide und dort hat ein Bodsdorn seine schwänen Ruten vom Boden hinauf durch die ganze Heide hindurch geschoben und nun kriechen die Ruten mit den nur hier sich bildenden rechtwinkelig zum Hauptzweig stehenden dornigen Seitenzweigen an der Oberfläche dahin. Die Brombeere will es ihm gleich tun und zum Entzücken der lebensfrohen Kindervelt haben Laßkräuter in diesem Gewirr ein ganzes Arsenal voll mediciner Wirtgeschöpfe ausgebildet, jene kleinen, kugelförmigen Früchte, die sofort an jedem vorbeistreichenden rauhen Gegenstande haften bleiben. Nachtschatten, verschiedene Widenarten und schließlich noch etliche Gartenflüchtlinge vervollständigen dieses Bild einheimischer Lianenvegetation, das nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Natur darzustellen braucht. Und wem einmal dies Heimatbild vertraut geworden ist, dessen Gedanken werden nicht mehr so unverzäglich in die Tropen schweifen, sobald einmal das Wort „Lianen“ erwähnt wird.

Herm. Kraft.

Kleines feuilleton.

Archäologisches.

Die Ausgrabung des alten Memphis. Professor Flinders Petrie, der Leiter der englischen Ausgrabungen in Aegypten, erstattet einen interessanten Bericht über die Ergebnisse der jüngsten Arbeiten an der Stätte des alten Memphis. Als eines der interessantesten Resultate der jüngsten Ausgrabung bezeichnet der bekannte Archäologe die Wiederauffindung des Fremdenviertels von Memphis. Die große Handelszentrale zog vor dem späteren Aufblühen Alexandriens aus allen Ländern eine Menge von Kaufleuten und Gewerbetreibenden an. Herodot hat uns eine eingehende Schilderung des „Lagers der Drier“, wie damals das Fremdenviertel genannt wurde, gegeben und er beschreibt auch den Tempel des Königs Proteus mit dem heiligen Altar der Aphrodite der Fremden. Von Anfang an leitete die britischen Archäologen das Ziel, diese Stätten wieder aufzufinden; füglich der großen Umwallung des Gottes Platz erregte die Beschaffenheit des Bodens die Aufmerksamkeit, man fand viele frühgriechischen Vasengefäße und allerlei Töpferwaren und eine Menge von großen Weingefäßen, die späteren Zeiten zu entstammen scheinen. Offenbar handelte es sich um das Stadtviertel, das etwa sieben Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung von den Fremden bevölkert war. Hier

fand man dann auch den äußeren Vorweg eines großen Tempels, tiefverschüttet unter den Ruinen eines Hauses; er geht zurück auf die Zeit des Königs Menepthah, fast eines Zeitgenossen der trojanischen Kriege, zu deren Zeiten der König Proteus herrschte. Die Ausgrabungsarbeiten hatten etwa eine 20 Fuß hohe Erdschicht über der Tempelstätte zu überwinden; am Ende der letzten Saison konnte man bereits erkennen, daß es der offene Vorhof des Tempels war, den man freigelegt hatte und zugleich fand man den inneren Vorweg, der in den Tempel führte. Hier mußten wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit die Arbeiten abgebrochen werden; erst im folgenden Jahre ist ihre Fortführung möglich. Der offene Hof gab interessante Ergebnisse. Man fand zwei Tafeln der Göttin Hathor, der „Aphrodite der Fremden“, von der Herodot spricht; auch einige chypriische Krüge und bemalte Steingutwaren wurden aufgefunden. Auch Alabasterstücke, außerordentlich reich gearbeitet und gefärbte Ziegel wurden entdeckt; sie bildeten offenbar Teile jenes „prächtig verzierten Altars“, von dem Herodot spricht. Im Hofe befanden sich einige seltsame Bade- und Waschplätze für die Götzen, die in ihrer Form und Bauart semitische Einflüsse aufwiesen. Der Hof wurde in späterer Zeit mit einer Menge von Splintern und Abfall bedeckt, die einer Glasurfabrik entstammten; hierüber wurden noch später wiederum Häuser gebaut, so daß alle äußeren Anzeichen von der ursprünglichen Verwendung des Vorhofes verwischt wurden. Im Fremdenviertel fand man eine Reihe außerordentlich interessanter Terrakottaköpfe, die ein Bild geben von der Verschiedenartigkeit der Menschentypen, die hier in Memphis miteinander in Berührung kamen. Der Stil der Arbeit zeigt die Einwirkung griechischen Geistes; die Köpfe sind vermutlich etwa ein Jahrhundert nach Herodots Zeit geschaffen worden. Man gewahrt da ein Darstellung des persischen Königs, dann einen persischen Reiteroffizier, dann einen syrischen Beduinen, wie sie auf ägyptischen Denkmälern aufzutreten pflegen. Der charakteristische Kopf des Babyloniers fällt auf, daneben Darstellungen der syrischen Reiterei, der damaligen Kosaten der Perser. Außerordentlich interessant ist die Feststellung, daß in Memphis bereits eine Kolonie von Indern bestanden haben muß; in einer Darstellung tauchen sie mit ihren charakteristischen Gesichtern, Gebärden und Kleidern auf, den frühbuddhistischen Denkmälern Indiens nahe verwandt. Der Zusammenhang zwischen Indien und Aegypten ist von um so größerem Interesse, da wir bisher nur die indische Ueberlieferung von einer Buddhistenmission bei den Königen des Westens kannten, ohne daß man bisher im Westen das Wirken indischer Einflüsse bemerkt hatte. Mit diesem jüngsten Funde ist die Gewißheit gegeben, daß indische Modelle dem grieco-ägyptischen Künstler zugänglich waren und daß die Inder bereits vor den Römern in Aegypten auftauchten. Falls es gelingt, weitere Beweise von dem Bestehen einer Buddhistenmission zu finden, so würden damit außerordentlich wertvolle Aufschlüsse gewonnen werden für die Geschichte des westlichen Geisteslebens, das den Idealen des Ostens so oft Dank schuldig geworden ist. Im weiteren Verlaufe der Arbeiten wurde auch die große Festung und der Palast am Nordende der Stadt zum Teil untersucht. In allen Stadtteilen fand man die Ueberreste von Fabriken und Werkstätten. Insbesondere war die Glasurindustrie sehr hoch entwickelt; überall fand man alte Gewichtsteine, die von den Händlern benutzt waren. Und auch die Werkstätten, aus denen die zahlreichen Schmudwaren, Starabäen, Amulets, Vasen usw. hervorgegangen, haben viele Beweise ihrer einst so regen Tätigkeit zurückgelassen, die jetzt der Forschung wertvolle Anhaltspunkte geben.

Hygienisches.

Die Schädlichkeit der Nachtarbeit. Es gibt eine Anzahl von Berufen, in denen die Nachtarbeit ausgeübt wird, so besonders in den Bäckereien. Sie ist für alle Menschen schädlich, wenn das auch vielfach abgestritten wird. So erinnert Dr. Mori in einer italienischen medizinischen Zeitschrift „Il Ramazzino“ mit Recht an den wohlthätigen Einfluß des Lichtes auf der einen und die schädlichen Einflüsse auf der anderen Seite. Eine ganze Reihe von Krankheiten wie Skrofuloze, Tuberkuloze, Rachitis, Storbut, Preinismus, Veränderung der Sinnesorgane infolge der Nachtarbeit werden dadurch begünstigt, und schließlich handelt es sich auch um sittliche Gefahren für die so beschäftigten Arbeiter. Vom hygienischen und sozialen Standpunkt ist deshalb Forderung, die streng durchzuführen allerdings in modernen Leben bei der Entwicklung gewisser Industrien, die eine Unerbrechlichkeit der Arbeit nicht zulassen, und bei der Notwendigkeit, den öffentlichen Dienst auch während der Nacht aufrecht zu erhalten, unmöglich erscheint. In der Praxis kommt es also darauf an, die Nachtarbeit auf das unumgängliche Maß einzuschränken. Zu den Betrieben, in denen bisher die Nachtarbeit als etwas Allhergebrachtes und deshalb wohl als etwas Unvermeidliches gegolten hat, gehören die Bäckereien. Und gerade diese sind es, für die eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse besonders geboten erscheint und angebahnt ist. Die Brotbereitung spielt sich leider vielfach in dunklen und lichtarmen Kellerräumen ab, die Wirkungen der Nachtarbeit bei den Wädern machen sich in besonders hervorretenden Störungen des Nervensystems, im frühzeitigen Alter, in hoher Mortalität geltend. Ein Gesehentwurf zur Abhilfe der Gesundheitschädigungen bei ihnen ist daher besonders dringend nötig.